

Angst vor dem Fremden – ethische Aspekte des „Fremd-Seins“

1. Erfahrungen:

Das Fremde: Zwischen Angst und Faszination

Angst vor dem Fremden zuerst einmal natürlich und sinnvoll.

Das Fremde ist das, was wir mit unserem bisherigen Erfahrungshorizont nicht deuten oder bewältigen können.

Situationen, in denen wir uns zum erstenmal befinden, die vor uns liegen, lösen immer auch Ängste aus:

- Die erste Überquerung eines Gletschers
- Nachts allein durch die menschenleere Stadt
- Die erste Schulstunde, allein mit der Klasse
- Neue Vorgesetzte
- Oder eben auch: Unerwartet einer Menschengruppe begegnen, die aus einer anderen Kultur kommt.

Diese Angst ist nicht einfach schlecht. Sie wird nur dann problematisch, wenn sie panisch wird, wenn wir überreagieren.

Problematisch wird es auch dann, wenn wir die Angst verdrängen oder das Neue einer Situation nicht ernst nehmen, wenn wir uns der Faszination hingeben:

- Skifahren abseits der Piste
- Faszination vor fremden Kulturen und ihren Vertretern, der wir uns hingeben, ohne Rücksicht auf diese zu nehmen → Auswüchse des Tourismus

Es ist also gar nicht so schlecht, wenn uns das Fremde, das Neue, zuerst einmal Angst macht.

Wir müssen mit dieser Angst nur umgehen können:

Verantwortete Angst wird zum Respekt.

Das gilt fürs Hochgebirge wie für fremde Menschen.

Wir respektieren das Neue, das Fremde.

Persönlich:

Ich hatte auch schon Angst vor einer neuen Schulklasse. Z.B. Realklasse:

2 Türken, 4 Bosnier, 1 Haiti, 1 Kroatin, 1 Tamile, 4 Schweizer. Eine kleine Klasse. Die Bosnier sitzen en bloc, unterhalten sich in ihrer Sprache, geniessen das. Das löst Ängste aus, Unsicherheiten. Respekt, Fairness, Vorschuss an Vertrauen, sind unabdingbare Voraussetzungen. Schon nach ein zwei Stunden sind da nicht mehr Ausländerblöcke. Ich begegne Individuen. Ich bemerke an mir Sympathien und Antipathien, die nicht mehr auf der Nationalität beruhen. Aber im Vorfeld war da die Angst. (Man wurde von den Primarlehrern auch vorbereitet!)

Ich habe Angst, mich nachts allein auf der Zürcher Langstrasse aufzuhalten. Ich weiss, dass hier Gewalt zur Tagesordnung (Nachtordnung) gehört. Wenn ich trotzdem in dieser Gegend bin, überlege ich mir vorher, wie ich in sensiblen Situationen reagieren soll.

Wenn ich dann einer Gruppe Albaner begegne, wird diese Angst rein statistisch begründet sein. Das löst in mir Gefühle der Ohnmacht und auch der Aggression aus. Problematisch wird es für mich dann, dann ich diesen Aggressionen in meinem Dorf den dort ansässigen Albaner gegenüber freien Lauf lasse, wo ich in einer Position der Stärke bin.

Sinnvoller ist es, wenn ich mir dann grundsätzlich Gedanken darüber mache, warum diese Ängste mich so besetzen, warum wir dem Fremden gegenüber so aggressiv reagieren, warum

wir nicht bereit sind zu differenzieren. Ich werde versuchen, den gesellschaftlichen Problemen, die dies auslösen auf den Grund zu gehen.
Damit sind wir beim Thema, das Sie diese Woche behandeln.

Dazu noch eine zweite Vorbemerkung. Das Thema wäre halb so schwierig, wenn es politisch nicht so besetzt wäre. Mit Fremdenangst lässt sich gut Parteipolitik machen:

„Damit wir wieder sicher im eigenen Land sind!“ Habe ich auf Wahlplakaten im Entlebuch gelesen. Ich habe nicht gewusst, dass das eine so unsichere Gegend ist. Das ganze wäre zum Lachen, wenn es nicht ernste Folgen hätte.

Wir erleben heute bei vielen Leuten eine panische Angst vor allem Fremden. Was ich vorher gesagt habe, gilt auch in der Politik:

- Es gibt Überreaktionen, Fremdenangst wird geschürt. Das hat auch in der Schweiz Tradition. Aufgewachsen im Kanton Zürich:
Zuerst die Angst vor den Katholiken 1850 – waren das die Fremden
Dann die Italiener seit 1890 gehört die Angst vor dem Messerstechenden Italiener zum Repertoire gewisser Politiker. Noch um 1970 wurden in der „Schwarzenbach-Initiative“ vor allem Ängste vor den Italiener geschürt.
Jetzt sind es Yugoslawen und Albaner, Dunkelhäutige, die das Repertoire erweitern.
- Es gibt aber auch die Bagatellisierung. Das Fremde wird als Gegenreaktion nur noch als das Faszinierende und Bereichernde dargestellt. Organisierte Kriminalität aus dem Ausland wird verdrängt, ebenso die Überforderung vieler Lehrkräfte mit kulturell bunt zusammengewürfelten Schulklassen.

Ich will keine Patentrezepte geben, sondern einige grundlegende Reflexionen.

Wie wir mit dem Fremden umgehen, hängt nicht zuletzt vom Menschenbild ab, das wir vertreten.

Dazu möchte ich einige Dinge sagen:

2. Das Fremde und das Bild vom Menschen

- 2.1. Was ist das Menschenbild?
- 2.2. Biologisierung des Menschenbildes
- 2.3. Multikulturalität oder Transkulturalität
- 2.4. Die jüdisch/christliche Tradition
- 2.5. Menschenrechte und Weltethos als Basis des Respekts

2.1. Was ist das Menschenbild?

„Zum Mensch-Sein gehört es offenbar, dass wir eine Vorstellung davon haben, was ‚den Menschen‘ – und damit auch uns – eigentlich kennzeichnet. Die Vorstellung, die wir von uns haben – unser Menschenbild - , ist eine fundamentale Grundlage unseres Selbstverständnisses und jeder bewussten Gestaltung unseres Soziallebens. Mit unserem Menschenbild bestimmen wir, was wir als unsere fundamentalen Eigenschaften annehmen, d.h. vor allem, welche Bedürfnisse und Handlungstendenzen wir uns zuschreiben, evtl. auch, worin die Ziele menschlichen Lebens bestehen (was der Sinn des Lebens ist) und welche Werte Menschen als fundamental ansehen (oder ansehen sollten). ... Menschenbilder sind somit historisch kontingente Versuche, fundamentale Aspekte der eigenen Identität zu bestimmen.

(Barsch A./Hejl P., Zur Verweltlichung und Pluralisierung des Menschenbildes im 19. Jahrhundert, in: Barsch A./Hejl P. (Hrsg), Menschenbilder, Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850-1914), Frankfurt a.M., 2000, 7-90, 7f.)

2.2. Biologisierung des Menschenbildes

(Verbeek, Bernhard, Fremdenhass: biologisch verwurzelt? In: Universitas 48(1993) 642-654)

„Wir wissen, dass Fremdenfeindlichkeit der ‚natürliche‘ Rohzustand einer Gesellschaft ist und dass Fremdenangst und Fremdenhass zu unseren psychischen Grundantworten gehören.“

So die Antwort der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung im November 1992 auf den aufbrechenden Nationalismus in den ehemaligen Ostblockstaaten.

Biologen bestätigen dies. Durch die Erkenntnisse der Genforschung befindet sich die Biologie gegenwärtig auf einem Siegeszug. Vieles wenn nicht alles, ist genetisch bedingt.

Philosophische und ethische Theorien werden als Überbau entlarvt. Das Menschenbild wird biologisch definiert.

Die Evolutionslehre erhält in diesem Zusammenhang eine neue Renaissance:

„Unser ... Wahrnehmungs- und Denksystem, ist nicht optimiert als Erkenntnisapparat, wie die in letzter Zeit sich etablierende Evolutionäre Erkenntnistheorie deutlich macht“, (645)

lautet das Verdikt. Das Überleben zählt. Diese Theorie anerkennt durchaus auch den Altruismus oder die Opferbereitschaft – als Basis des Überlebens. Nur altruistische Muttertiere, die ihren Nachwuchs notfalls unter Einsatz des eigenen Lebens verteidigen, helfen mit, dem eigenen Gen-Programm zum Siegeszug in der Evolution zu verhelfen. In diesem Sinne sind aufopfernde Mütter und glühende Patrioten in der komfortablen Lage, dass sie die Evolutionslehre auf ihrer Seite haben.

Nur diejenige Gruppe, die nach innen kooperiert und nach Aussen aggressiv ist, hat die Chance, den eigenen Genen zum Überleben zu verhelfen.

Belegt wird dies damit, dass sich innerhalb der Sprachgrenzen eine erstaunliche Übereinstimmung der Genprogramme findet. Dies führt zum Schluss, dass das von Historikern immer wieder belegte friedliche Zusammenleben von Völkern, Überlagerungen und Vermischungen zum Beispiel nach der Völkerwanderung, als Mär entlarvt wird: Völkerwanderungen waren immer auch ethnische Säuberungen. (652)

„Die heute lebenden Menschen sind die Nachkommen derer, die durch Hinterlassung von Nachkommen in den alten Zeiten lebensfähig waren, und nicht die Nachkommen derer, die ausgelöscht wurden. Wer nicht hinreichend an diese Geschichte angepasst war, hatte schlechte Chancen zu überleben.“ (652)

Da bleibt für Ethik wenig Platz.

Begründet wird dies auch mit den Erkenntnissen der Lernforschung. Gelernt wird vor allem das, was überlebenswichtig ist. Unsere Psyche ist phylogenetisch (stammesgeschichtlich) vorbereitet. Lücken werden beim Lernen am schnellsten mit jenen Inhalten gefüllt, die in der Evolution regelmässig gefragt waren, so z.B. die Muttersprache in der Kindheit. Man lernt etwas, das man fast schon von Natur aus weiss.

Feindesliebe, grenzensprengende Gerechtigkeit, kosmopolitischer Humanismus, haben da schlechte Chancen. Im Gegenteil: wer so denkt und handelt, wird zum ausbeutbaren Opfer und hat keine Zukunft. Patriotismus werde dagegen, so die Biologen, von den Gehirnen begierig wie ein Schwamm aufgesogen.

Ganz wohl ist dabei auch dem bekannten Biologen Bernhard Verbeek nicht. Denn wenn wir diese Erkenntnisse als neue Dogmen ernst nehmen, bleibt nur noch der Krieg der Nationen. Faschismus ist dann die adäquate politische Gesinnung. Der Krieg wird wieder zum reinigenden Bad der Völker. So ruft auch Verbeek nach Therapie. Zitat:

„Viel wäre also schon gewonnen, wenn sich die Mehrheit der Menschen der Verführungskraft von Ethnozentrismus und Xenophobie bewusst bewusst würde und ihre Naturhaftigkeit anerkennt. Nach dieser Diagnose liesse sich von klugen Leuten vielleicht eine kausale Therapie entwickeln. Vorläufig scheint das Wichtigste eine penible Verhaltenshygiene, ein Fernhalten des berausenden Giftes von den begierig saugenden Hirnen, solange diese noch gesättigt und gefestigt sind mit den weniger eingängigen humanen Werten.“ (653)

Mit anderen Worten: Ethik ist gefragt und Pädagoginnen werden gesucht, die diese nicht nur vermitteln, sondern auch einüben. Damit sind wir wieder am gleichen Punkt, an welchem nicht erst seit heute eben grundlegende Werte, humanes Handeln auf der Basis dieser Werte gefordert werden, will die Menschheit überleben. Wie gross die Determination durch unsere Genprogramme tatsächlich sein mag, dürfte schwierig festzustellen sein. Gerade das 20. Jahrhundert hat uns beides gezeigt: Die Gefahr des Sozialdarwinismus, wenn Erkenntnisse der Biologie zum Dogma erhoben wurden: zerstörerischer Nationalismus und Faschismus waren die Folge. Das „Nie wieder!“ hat aber auch der Menschenrechtsidee und universalem Denken zu einem ungeahnten Durchbruch verholfen. M.a.W.: es bleibt nicht nur Raum für menschliche Freiheit und ethisches Handeln, diese sind eine Notwendigkeit, ob sie nun im Genprogramm vorgesehen sind oder nicht. Wer zur Bestimmung des Menschenbildes nur die biologischen Grundlagen gelten lassen will, übersieht gerne, dass der Mensch als Naturwesen gar nicht mehr überlebensfähig ist. Kultivierung in vielerlei Hinsicht ist für den Menschen überlebensnotwendig. Die ethische Bestimmung von Werten und Idealen als Zielen des zu verwirklichenden Menschenbildes nimmt dabei einen wichtigen Platz ein. Dabei sind auch die Erkenntnisse der Biologie ernst zu nehmen: Die Natur des Menschen muss berücksichtigt werden. Aggression gegen das Fremde ist in uns allen verwurzelt. Schwärmerisches Verdrängen dieses Tatbestands dient der Sache nicht. Das ist allerdings nicht neu. Es sei mir an dieser Stelle doch erlaubt darauf hinzuweisen, dass diese Problematik schon in der Bibel angesprochen wird. Wer unter dieser Perspektive den zweiten Schöpfungsbericht Genesis 2-4, bekannter als „Adam und Eva“, inklusive „Kain und Abel“ liest, wird diese Auseinandersetzung in bildhafter Sprache bereits vorfinden.

2.3. Multikulturalität oder Transkulturalität

Multikulturalität ist ein geläufiges Schlagwort. Aus ethischer Perspektive ist es aber nicht unproblematisch.

Unser Kulturbegriff wurde wesentlich geprägt durch Gottfried Herder Ende des 18. Jh.:

- Kultur prägt Leben eines Volkes im Ganzen wie im Einzelnen
 - Kultur ist immer die Kultur von nur einem Volk: Blüte des Daseins dieses Volkes.
 - Die Kultur eines Volkes soll sich abgrenzen gegenüber der Kultur eines anderen Volkes.
- > Kulturen sind wie Inseln abgeschottet gegenüber anderen Kulturen, sozusagen Inseln der Glückseligkeit

Herder:

"Alles, was meiner Natur nach gleichartig ist, was in sie assimiliert werden kann, beneide ich, strebs an, mache mirs zu eigen; darüber hinaus hat mich die gütige Natur mit Fühllosigkeit, Kälte und Blindheit bewaffnet; sie kann gar Verachtung und Ekel werden.

Fortsetzung:

siehe, wie der Ägypter den Hirten, den Landstreicher hasset! wie er den leichtsinnigen Griechen verachtet! So jede zwei Nationen, deren Neigungen und Kreise der Glückseligkeit sich stossen - man nennt's Vorurteil! Pöbele! eingeschränkten Nationalismus ...

(Gemeint sind die Aufklärer!)

Das Vorurteil ist gut, denn es macht glücklich. Es drängt die Völker zu ihrem Mittelpunkte zusammen, macht sie fester auf ihrem Stamme, blühender in ihrer Art, brünstiger, also auch glückseliger zu ihren Neigungen und Zwecken.

(In: Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit 1874)

Wenn ich dies lese, kommt mir als Schweizer der Kantönliche Geist des 19. Jh. in den Sinn, wo sich die Kantone durchaus als Inseln der Glückseligkeit verstanden haben. Heute verstehen wir uns primär als Schweizer. Doch gibt es eine schweizerische Kultur, eine schweizerische Eigenart. Wenn wir ehrlich sind besteht die Schweizer Eigenart darin, dass es sie nicht gibt.

Gerade die Schweizergeschichte ist ein Beleg für die ständige Vermischung der Kulturen.

Ein anderes Beispiel ist die Geschichte des Christentums: Eine Geschichte der Wandlungen, der Inkulturationen. Inkulturation ist das entscheidende Stichwort:

Hätten die alten Germanen schon Herder gelesen, hätten die irischen Mönche keine Chance gehabt.

Das Problem des Begriffs "Multikulturalität" besteht darin, dass er ein Bild von mehreren Kulturen, die friedlich - oder eben nicht - möglichst beziehungslos nebeneinander leben, so dass sich jede Kultur möglichst rein erhalten können. Ausländer werden nur dann akzeptiert, wenn sie sich in die bestehende Kultur integrieren. Oder sie leben abgeschottet und haben vorübergehend Gastrecht, in der Absicht, dass sie möglichst bald in ihren angestammten Kulturraum zurückkehren.

Dieses Bild ist falsch und war es schon immer! Z.B. im alten Rom, in den USA. Dort dürften auch die Genforscher mit der oben erwähnten These an ihre Grenzen stossen. Sicher gibt es das Faktum des Völkermords und von Vertreibungen in der Geschichte. Es gibt aber immer auch die Geschichte von der Aufnahme von Flüchtlingen und deren Assimilierung.

Transkulturalität ist der adäquate Begriff:

Kulturen mischen und durchdringen sich. Ständig entstehen so wieder neue Kulturen. Gerade das Christentum hatte diesbezüglich immer eine gewaltige Kraft, sich je neu in Kulturen zu integrieren.

Ein Beispiel dafür sind die grösseren Schweizer Städte, die im 19. Jh vor allem Katholiken aus den ärmeren Kantonen integrierten, dann die Italiener. Die Kulturen in unseren Städten haben sich dadurch nachhaltig verändert. Am Ende des 21. Jh. werden Muslime ebenfalls integriert sein. Es wird eine schweizerische Variante des Islam geben und umgekehrt wird dies auch uns verändern, vermutlich auch unser Verständnis von Religion, Glaube und Kirche.

Aber der Prozess der Transkulturation geht heute schon weiter:

Junge WissenschaftlerInnen sind geprägt von verschiedensten Kulturen;

Manager sind immer auch Amerikaner. Die Techno-Welle schafft eine neue Form einer internationalen Jugendkultur. Fazit:

Die Nationalität und die Muttersprache sagen immer weniger über die Kultur aus.

Immer mehr Szenen und Subkulturen prägen die sog. Erlebnisgesellschaft

Wie gehen wir konstruktiv um mit dieser Transkulturalität?

Gefordert ist aktive Toleranz und Dialogfähigkeit.

Fundamentalismus ist aus dieser Perspektive eine Regresserscheinung und darum nicht nur ein religiöses Phänomen. Dies zeigt sich heute vor allem in der Volksschule. Fundamentalismus ist der Wunsch, die eigene Subkultur zur alleinigen machen. Dies zeigt sich bei gewissen Politikern, in kirchlichen Gruppierungen, aber auch bei gewissen muslimischen Gruppierungen. In solchen Gruppen besteht eine ständige Spannung zwischen Allmachtwünschen und Ohnmachterfahrung. Diese Mischung war und ist immer gefährlich.

(Dies mag genetisch mitbedingt sein, in diesem Sinne natürlich sein. Immer der Mensch ist nie nur Natur, er ist immer auch Kulturwesen! Daraus ergibt sich auch das ethische Postulat der aktiven Toleranz und der Dialogfähigkeit.)

2.4. Die jüdisch/christliche Tradition

Sowohl die Geschichte des Judentums wie auch die Geschichte des Christentums sind geprägt von Internationalität, Toleranz gegenüber dem Fremden, aber auch von Aggression und Ausgrenzung. Der historische Befund ist zwiespältig, was das Christentum angeht zeitweise auch deprimierend. (Antisemitismus, Kulturimperialismus vieler Missionare.)

Diese Zwiespältigkeit finden wir schon im Alten Testament:

Auf der einen Seite finden wir Vernichtungsphantasien und Eroberungsgeschichten in der Frühgeschichte Israels. (Historiker behaupten auch hier, dass in Palästina immer verschiedene Kulturen und Religionen neben- und miteinander gelebt hätten.) Viele Sätze handeln vom Problem des Heiratens von Fremden. Israeliten heiraten Israelitinnen und umgekehrt lautet der Tenor.

Auf der andern Seite finden wir die strengen Normen der Gastfreundschaft, die mit der Exodus-Erfahrung Israel begründet werden, z.B.:

„Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Aegypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.“
(Lev 19,33f.)

Zur Zeit Jesu lebten schon fünfmal so viele Juden in der Diaspora, wie in Israel. Dies führte auch zur Internationalität des frühen Christentums. Sie begann in den Synagogen von Korinth, Ephesus, Rom usw. Dank der Beschränkung des Glaubens auf das Wesentliche und des Verzichts, auf jüdische Kulturelemente, wurde der christliche Glaube interkulturell, was sich bis zur Mission unter den Germanen bewährte. Erst der Imperialismus im Zeitalter der Entdeckungen führte auch zum Kulturimperialismus des Christentums, katholischer wie reformatorischer Provenienz.

Doch welches sind nun die Elemente eines christlichen Menschenbildes, die für unser Thema relevant sind? Ich werde mich hier auf das Wesentlichste beschränken müssen.

Nächstenliebe als Solidarität

Das Gebot der Nächstenliebe bis hin zur Feindesliebe hat nichts mit Sympathie oder auch mit dem Eros zu tun. Grundlegung ist vielmehr die nicht zu trennende Verknüpfung zwischen Gottesliebe und Mitmenschlichkeit. Im christlichen Glauben ist der Mitmensch der privilegierte Ort der Gottesbegegnung. Nagelprobe ist immer auch der leidende, in irgendeine Not geratene Mitmensch. Paradigmatisch ist dies dargestellt im Gleichnis vom barmherzigen Samariter. (Lk 10,25-37) Aber auch die Weisungen des matthäischen Weltgerichts (Mt 25), die im Satz gipfeln „Was ihr dem geringsten meiner Brüder – und Schwestern – getan habt, das habt ihr mir getan!“ zielen eindeutig in diese Richtung. Sätze wie „Nicht jeder der Herr Herr sagt, sondern wer den Willen meines Vaters tut wird in das Himmelreich eingehen!“ (Mt 7,21), verweisen auf die Unmöglichkeit einer privatistischen Gottesbeziehung, die die Mitmenschlichkeit auszublenden versucht, was nb. In der Tradition alttestamentlicher Prophetie steht.

Damit findet die Würde der menschlichen Person im christlichen Menschenbild zusätzlich zu den gängigen Begründungen in der Philosophie (z.B. Kant) eine zusätzliche Verpflichtung. Das Motiv, das im Fremden und Armen mir Christus selbst begegnet findet sich in vielen Heiligenlegenden (Martinslegende) und diente immer wieder engagierten Christinnen und Christen als Impuls für caritatives Wirken.

Gottebenbildlichkeit, Menschenwürde, Inkarnation, Inkulturation

Vom Alten Testament her lässt sich die Menschenwürde natürlich auch mit der Gottebenbildlichkeit begründen. Das soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Wesentlich ist, dass diese Gottebenbildlichkeit immer auch durch die Sünde getrübt ist. Für das christliche Verständnis sind zwei weitere Grundbegriffe zentral: Inkarnation und Inkulturation.

„Und das Wort ist Fleisch geworden“ (Johannesprolog) steht dem Begriff Inkarnation Pate. In Jesus wurde offenbar, was noch mehr ist als Adam. Die Inkarnation Christi steht für die Differenz zwischen dem Allzumenschlichen und wahrer Menschlichkeit. Diese Inkarnation wird zur Verheissung, dass auch ich in mir Adam überwinden kann – zu diesem Adam dürfen wir ruhig gewisse genetische Dispositionen dazurechnen. Dies begründet auch für mich die Freiheit zur Ethik. Der menschengewordene und auferstandene Christus wird so für Christinnen und Christen Ermöglichung und Ziel ethischen Handelns in einem. Darin liegt die Hoffnung begründet, dass trotz allen Kontrasterfahrungen Menschlichkeit immer wieder möglich sein werde.

Die Menschwerdung Christi wird nun aber nicht an seine Kultur oder – das ist heute klar zu sagen – an sein Geschlecht gebunden. Natürlich wurde er konkret Mensch, es gibt Menschsein nur konkret: Als Mann, in seiner Zeit, in der damaligen jüdischen Kultur. Er ist aber auch nicht nur für jüdische Männer der Zeitenwende Mensch geworden. Der Apostel Paulus hat diese Konsequenz am radikalsten formuliert. Unter Christinnen und Christen gibt es nicht mehr Mann-Frau, Herr-Sklave, Jude-Griechen, also Einheimischer-Ausländer: Alle sind eines in Christus. Sie bilden gemeinsam den einen Leib Christi. Die Inkarnation setzt sich in der Kirche fort.

Damit stellt sich die Kirche auch unter das Postulat der Inkulturation: Grundsätzlich hätte Christus in jeder Kultur Mensch werden können. Christlicher Glaube muss demnach auch in jeder Kultur je neu in den Ausdrucksformen dieser Kultur Gestalt annehmen können. Kulturimperialismus darf es in der Kirche nicht geben. Wir haben darum den jungen Kirchen der neuen Welten und ihren Vertretern mit demselben Respekt zu begegnen, wie wir jahrhundertlang ehrfürchtig nach Rom geschaut haben. Rom kann vielleicht organisatorisch das Zentrum der Christenheit sein, theologisch gesehen ist dieses Zentrum in jeder Kirchengemeinschaft, wo auf der Welt sie sich auch befinden mag, ebenfalls zu finden. Das bedingt eine weltweite Geschwisterlichkeit in der Kirche, die wir noch lange nicht erreicht haben.

Freiheit als im Sinne der Subsidiarität im Blick auf das Gemeinwohl.

Ein Wort zur christlich verstandenen Freiheit zwingt sich darum auch noch auf. Wie schon angedeutet ist sie begründet in der Menschwerdung und Auferstehung Christi. Die Möglichkeit, den Weg Adams zu Christus zu gehen, begründet notwendigerweise auch unsere Freiheit. Damit ist nun aber nicht ein individualistischer Freiheitsbegriff gemeint, der im Prinzip nur noch das Individuum und den Staat im Blickpunkt hat, wobei der zweite so weit als möglich zurückzubinden ist. Unsere Freiheit ist eine Freiheit auf Gemeinschaft hin, auf das Gemeinwohl hin. Dies konkretisiert sich in unseren Gemeinschaften, die wir aktiv mitgestalten: Familie, kirchliche Gemeinschaften, auch Schulen, Vereine, Gemeinden usw.

Das meint das Prinzip der Subsidiarität. In diese konkreten Gemeinschaften sind denn immer auch die Fremden zu integrieren, sei es als Gäste, sei es als Mitglieder. Anpassung und Veränderung ist hier immer ein Dauerprozess, der nie einseitig nur von den Fremden gefordert werden darf. Denn auch ihre Freiheit, am Gemeinwohl mitzuwirken, muss respektiert werden. Hier dürfte auch Veränderungspotential und die Dynamik echter christlicher Gemeinschaften liegen, für die wir Gott sei Dank viele Zeugnisse haben, es liegt aber auch Anspruch darin enthalten, mit welchem wir uns auch in unseren konkreten Pfarreien und Kirchgemeinden manchmal schwer tun. (Z.B. Ausländerstimmrecht in Kirchgemeinden.)

2.5. Menschenrechte und Weltethos als Basis des Respekts

Zwei Hoffnungszeichen im Grossen seien zum Schluss nur kurz angetönt:

Die Menschenrechtsidee wurzelt in der jüdisch-christlichen Tradition, wurde leider jahrhundertlang vor allem von der katholischen Kirche bekämpft und hat sich, wie schon gesagt, durch die Erfahrungen des 20. Jh. wirkmächtig durchgesetzt. Dank dem Einsatz des gegenwärtigen Papstes auch in der katholischen Kirche. Sie beinhaltet zum einen den Imperativ, dass wir trotz unseren Ängsten und natürlichen Veranlagungen immer wieder einzusetzen haben für menschenwürdiges Dasein. Zum andern beinhaltet sie auch ein konkretes Regelwerk, welches dies befördern soll.

Die Idee eines Weltethos, initiiert von Hans Küng, die nicht unumstritten ist und auch gewisse Mängel aufweisen mag, steht doch ein für den Prozess, dass die Religionen der Welt gemeinsam ihre friedensfördernden Impulse erkennen und in den Dienst der Welt stellen sollen. Wohl alle Religionen haben sich in der Geschichte als janusköpfig erwiesen: Sie wirkten humanisierend, setzten sich für Frieden und Gerechtigkeit ein. Sie förderten aber immer auch den Nationalismus, Ausgrenzung von Fremden bis hin zu Krieg und Unterdrückung. Der Versuch, die Religionsgemeinschaften mit ihren positiven, humanisierenden Traditionen in Pflicht zu nehmen, verdient Unterstützung. Der interreligiöse Dialog wird gerade bei uns in der Schweiz, vor allem auch für die Schule zu einem immer dringlicheren Postulat. Hier kann die Einübung neuen Verhaltens, des Dialogs mit Fremden, das Verständnis für andere Kulturen eingeübt werden. Dies scheint mir der bessere Weg zu sein, für mehr Sicherheit im Lande, als das Schüren von Fremdenangst und Fremdenhass.

April 2001, Markus Arnold